

Michelena, Luis: *Fonética Histórica Vasca*. Publicaciones del Seminario Julio de Urquijo de la Excm. Diputación Provincial de Guipuzcoa. San Sebastián, Imprenta de la Diputación de Guipuzcoa, 1961, 8°, 455 S.

Über das Baskische ist in den letzten Jahrzehnten immer wieder viel geschrieben worden, aber nur ein geringer Teil davon erwies sich in der Folge als geeignet, unsere Einsicht in diese geheimnisvolle Sprache wirklich zu vertiefen. Es waren vornehmlich zwei Gruppen von Bearbeitern dabei zu erkennen, einerseits die Romanisten, die meist nur an Lehnwörtern und möglichen Substrateinflüssen auf die romanischen Sprachen interessiert waren, und auf der anderen Seite Forscher, die wie Karl Bouda eine Verwandtschaft mit anderen Sprachen, vor allen den kaukasischen, darlegen wollten. Die innere Geschichte des Baskischen ist dabei eigentlich immer wieder zu kurz gekommen, nicht zuletzt auch deshalb, weil man aus einem aus der Indogermanistik verschleppten Vorurteil heraus glaubte, aus einer Sprache mit nicht sehr großen Dialektunterschieden und ohne längere Geschichte ließe sich nicht viel für die Erforschung ihrer inneren Entwicklung gewinnen.

Das Buch M.s bedeutet hierin einen gründlichen Wandel und wirklichen Fortschritt; in ihm liegt erstmalig das vor, was man eine systematische, baskische Lautlehre nennen kann. M. hat auch wie kein anderer die Voraussetzungen, die für diese schwierige Aufgabe erforderlich waren: selbst Baske, der den guipuzkoanischen Dialekt als Muttersprache spricht und elegant zu schreiben versteht¹, verfügt er auch über eine gründliche Kenntnis anderer Dialekte; er war maßgeblich an der Aufzeichnung des aussterbenden, linguistisch besonders wichtigen Ronkalesischen und der Publikation bisher unbekannter altbaskischer Quellen beteiligt² und hatte in seinen „*Appellidos Vascos*“ erstmalig eine vollständige Sammlung aller baskischen Eigennamen, die sich seit dem 10. Jh. in zahlreichen altspanischen Urkunden und Gesetzestexten verstreut finden, vorgelegt³. Mit dieser Quellenkenntnis, wie sie in diesem Umfang wohl nur dem Muttersprachler erreichbar ist, verbindet der Verfasser in hohem Maße die Fähigkeit, das Material kritisch zu ordnen und einer systematischen historischen Betrachtung zu unterwerfen.

¹ In der baskischen Zeitschrift *Egan*, San Sebastián.

² Vor allem des Wörterbuchs von Landucci (1562), das einen wahrscheinlich in dem heute hispanisierten Alaba gesprochenen Dialekt repräsentiert. Die ronkalesischen Materialien sind meines Wissens noch nicht veröffentlicht.

³ L. Michelena, *Appellidos vascos*², San Sebastián 1955.

Das Bemerkenswerte an dieser „historischen“ Lautlehre ist, daß sie, obwohl sie ausschließlich mit internen Daten, wie Fremdwörtern, alten Eigennamen, lexikalischen Dvbletten, grammatischem Wechsel usw. arbeitet, doch zu Ergebnissen kommt, die in ihrer Schlüssigkeit und Systematik in nichts denen der sonstigen historischen Grammatiken nachstehen. Dem Verfasser konnte dies auch deshalb gelingen, weil er der strukturellen Eigenart des Baskischen auch in seiner historischen Behandlung voll gerecht wurde, im Gegensatz etwa zu Schuchardt, den trotz allen Scharfsinns sein Anknüpfen an „Parallelen“ im vertrauten indogermanischen Bereich oft genug zu Fehlschlüssen führte¹. Die Eigenart des Baskischen äußert sich im Lautlichen z. B. darin, daß dem sog. 'springenden Lautwandel' wie Fernassimilation und -Dissimilation, Metathese usw. unverhältnismäßig viel Bedeutung zukommt, und daß der Anlaut besonders labil und viel stärker als der Inlaut Veränderungen verschiedenster Art ausgesetzt ist (vgl. die Diskussion 250 ff.). Nicht daß unsere bewährte historisch-vergleichende Methode hier resignieren müßte — sie muß nur Punkte kultivieren, die sonst meist nur am Rande stehen, und den Widerstreit von Lautwandel und Analogie in ganz ungewohnten Bereichen verfolgen lernen. Ein typisches Beispiel dafür ist die baskische expressive Palatalisierung (179 ff.), die zu allen Zeiten eine Zwischenstellung zwischen phonematischem Charakter und spontaner Lautcharakterisierung einnahm und dadurch zu allerlei seltsamen retrograden Bildungen Anlaß gegeben hat (vgl. 184). Eine Besonderheit, die zwar mehr der Morphologie angehört, aber auf die Lautentwicklung großen Einfluß hatte, ist die merkwürdige baskische Auffassung der Nominalkomposition. Die Leichtigkeit des Baskischen, Komposita zu bilden, findet sich noch in vielen anderen Sprachen, nicht aber die Tendenz, in der Komposition entwickelte lautliche Varianten dann auch als Simplex zu gebrauchen oder gar Ableitungssuffixe nachträglich wieder in den Rang voller Wörter zu erheben². Durch die Erfassung

¹ Z. B. in der Annahme, in dem *i* der sog. 'Duzformen' liege das Dativ-element **ki* enthalten, das einen Dat. ethicus im Sinne der deutschen Konstruktion „das ist dir ein dummer Kerl“ bezeichnen soll. Umgekehrt besteht das Zugeständnis an den exotischen Charakter des Bask. bei Schuchardt u. a. in der irrigen Annahme, im baskischen Verbum sei die Reihenfolge der Formelemente völlig gleichgültig, und (implizite) eine Verbalform sei umso echter, baskischer, je unregelmäßiger und verrückter sie gebaut sei.

² Andere Sprachen streben, wenn sie es überhaupt in der Komposition zu ernsthaften Verschleifungen kommen lassen, nach einem Ausgleich nach dem Simplex und bei Ableitungssilben nach einer stärkeren Abschleifung und Verschmelzung mit dem Stamm.

dieser allgemeinen Tendenz und die Formulierung des wichtigen Gesetzes, nach dem zweisillbige Nomina als Vorderglied eines Kompositums auslautendes *i/u* verlieren (125) und den davorstehenden Konsonanten in *t* verwandeln (237), konnte Michelena eine große Anzahl von bisher ganz rätselhaften Lautformen erklären:

z. B. *bost* „fünf“ neben *bortz* ds., abstrahiert aus *bosteun* „500“ < **borsteun* < **bortz-eun*, ähnlich *beste* „ander“ neben *bertze* ds. u. a. 364;

bart „gestern abend“ neben regulärem *barda* aus der häufigen Fügung *bard(a) arratsean* 132;

aizun „falsch, Stief-“, abstrahiert aus *amaizun* „Stiefmutter“, *alabaizun* „Stieftochter“ u. a., diese vielmehr **ama-izun*, **alaba-izun* mit Suffix *-(k)izun* 415;

kide „Altersgenosse“ neben *bisk. ide* aus *adiskide* „Freund“, *arronkide* „Kamerad“ usw. 218;

talde „Schar, Herde“ aus *artalde* „Schafherde“ < **ardi-alde* (zu *ardi* „Schaf“) 250, und viele andere.

Selbst den unzähligen Fremdwörtern aus den romanischen Sprachen, die bisher mehr oder minder als der einzige zuverlässige Anhaltspunkt galten und daher schon viel behandelt wurden, weiß M. Neues abzugewinnen, z. B. die Beobachtung, daß rom. *-n-* im Bask. durch *-h-* vertreten sei, *-nn-* dagegen als *-n-* (305). Dem gelegentlichen Vergleich mit dem alten Aquitanischen kommt dagegen wegen des geringen Umfanges der Dokumente eine viel geringere Bedeutung zu.

Wohl kaum woanders ist die Gefahr, über der verwirrenden Vielfalt der Details die leitenden Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, so groß wie in der baskischen Lautlehre. Es ist daher als eine besondere Leistung zu werten, daß es M. verstanden hat, aus der Vielzahl kleiner Hinweise ein Bild des altbaskischen Konsonantensystems zu formen, das durch seine Geschlossenheit imponiert. Noch schwieriger war dies Unterfangen bei der Erschließung der alten Akzentuationsweise, da hier nur für das Suletinische und das Ronkalesische systematische und brauchbare Angaben vorlagen.

M. erschließt fürs Altbask. ein System, bei dem nicht der Stimmton, sondern die stärkere oder schwächere Intensität das entscheidende war:

- t c é k N L R
b d s ś g n l r (374),

bemerkenswert ist dabei das Fehlen von *m* und *p*. Im Anlaut seien die „starken“ Verschlußlaute geschwunden bzw. die Affrikaten in die entsprechenden Sibilanten übergeführt worden. Mir scheint dabei das doch nicht so seltene Erscheinen von Tenuis im Anlaut mit der Bemerkung p. 254 u., sie seien expressiv, doch etwas zu summarisch abgetan; zumindest hätte an dieser Stelle die wertvolle Beobachtung, daß sich inlautende Media inlautender Tenuis assimiliert (241f., *galdu* „verlieren“ — *kalte* „Verlust“ etc.), ausdrücklich nochmals erwähnt werden müssen (eine solche Assimilation mag unserm Lautgefühl ganz fremd

sein, findet sich aber z. B. auch im Burušaski in *kařál* „zu Fuß“ neben *gařál*, *piřán* „Schamane“ gelegentlich für *biřán* u. a.). Desgleichen hätte die Bemerkung, daß in derselben Stellung, in der Medien an Tenues assimiliert werden, auch *m* statt *b* erscheint (*makar* „Augenbutter“ < *bekar* zu *begi* „Auge“), gerade bei der Leidenschaftlichkeit, mit der Michelena die Existenz eines alten *m* leugnet, einen ehrenvolleren Platz als in der kleinen Fußnote p.242 verdient. — Bei der Vermutung, daß altes *d-* im Bask. durch *l-* vertreten sei (257), vermißt man den Hinweis auf die ganz auffallende Tatsache, daß *d-* im Bask. außer im Präfix der 3. sg. immer sekundär ist (*deitzi* „melken“, *deutsi* „absteigen“ hat M. selbst durch falsche Rückbildung aus *jeitzi*, *jeutsi* erklärt, 184).

Für den Akzent kommt M. zu dem überraschenden, aber m. E. überzeugenden Ergebnis, daß im Bask. ursprünglich die zweite Wortsilbe (vom Wortanfang her gerechnet) betont worden sei. Der alte Zustand ist am reinsten im Ronkalesischen bewahrt; für das Sulet. scheint er noch gut erschließbar. Für den angenommenen Akzentsitz spricht auch sehr die phonologische Beschränkung von *h* und der Aspiration auf die zwei ersten Silben (215) und die lautlichen Verkürzungen nach der zweiten Silbe (411ff.). Die Vereinigung der gerade beim *h* oft sehr komplizierten Details unter dem leitenden Gesichtspunkt des Akzents ist wohl das Glanzstück der Arbeit.

M.s Buch wird von nun an für jeden, der an der Geschichte des Baskischen interessiert ist, vor allem aber für den, der das Baskische aus seiner genealogischen Isolierung befreien will, die Grundlage für alle weitere Arbeit bilden. Darüber hinaus verdient es aber auch ein allgemeines methodisches Interesse als ein ermutigendes Beispiel dafür, wieviel sich durch eine geschickte Kombination der historisch-vergleichenden mit der modernen phonologischen Methode und durch die systematische Nutzung verstreuter Einzeldaten auch in Sprachen erarbeiten läßt, die keine alten Literaturdenkmäler und auswärtigen Verwandten aufzuweisen haben.

Calcutta 29
7 Dover Lane

Hermann Berger

Stipa, Günter: Funktionen der Nominalformen des Verbs in den permischen Sprachen. Helsinki, 1960, 8°, 290 S. (Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, 121). Brosch. 1800 Fmk.

Die Kernfrage der uralischen Syntax ist der Nominalsatz (vgl. Collinder, Comparative Grammar of Uralic Languages 248). Aber sie ist noch nicht klargestellt, obwohl wir schon wichtige Aufsätze über diese Probleme haben, wie z. B. Gauthiot's La phrase nominale en finno-ougrien, MSL 15, oder Sauvageot's Structure de la phrase nominale en ouralien, Lingua 1, 225. Es ist sicher, daß es einen Nominalsatz